

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Farbenskizzen aus Westdeutschland

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Farbenskizzen aus Westdeutschland.*

VII.

Heidelberg.

Ja, ich habe ihm entgegengejubelt, dem schönen Heidelberg, als ich es von Neuenheim aus wieder erblickte, entgegengejauchzt, als ob mir mit ihm die vergangene Jugend, die tollen Träume, die schönen Thorheiten wiederkehrten. Man sagt, was vergangen, sei verloren, die Vergangenheit sei unwiederbringlich; — und kam sie mir nicht wieder? war das nicht ein Moment, wie vor sechs Jahren? waren es nicht die alten Berge, die alten Wege, die alten Thürme und Straßen, der alte Fluß und der alte Sonnenschein, der drüben freilich noch nicht in die Straßen hineinsachte? war es nicht die alte Brust, das alte Sehnen und Träumen, die alte Jugend, die in mir noch pochte und athmete? Ich glaube, es stand eine Thräne in meinem Auge, als ich mich dieses fragte. Ich hatte geglaubt, einen Blick unmittelbar in meine Jugend zu thun, als der Blick umherschweifte in dem Gelände der Jugend; und als er sich zurücksenkte in mich selbst, in eine Brust, die dde, in ein Herz, das furchtsam geworden ist, dem ein Wunsch schon als ein Wagniß erscheint, — da war es vorbei mit jener Jugend, da war verloren, was vergangen. Nur die Vergangenheit lag vor mir, ich konnte sie sehen, aber nicht erfassen, eine durchsichtige Scheidewand stand zwischen uns; ich glaube sie bestand aus Thränen, die hoch und fest zu Bergkrystallen aufgeschossen waren. . . .

Aber es lag doch reizend vor mir, wenn es auch nicht wirklich die Jugend war, von welcher ich geträumt hatte, so frisch, in nachlässiger Ref-

* Siehe Europa 1844. Band II, S. 574.

heit, als sei es selbst ein Bild der akademischen Freiheit, als sei es ein Denkmal des deutschen Jugendlebens. Der Neckar schimmerte wie lauter Silber, er schien mir wie eine Grundader des deutschen Volksthum, in deren Ströme sich eine der frischesten Erscheinungen desselben fröhlich spiegelt. Und gleichwie dieses deutsche Jugendleben seine historische Begründung hat, wie es mit einer Kette von Erinnerungen unserer großen nationalen Vergangenheit angehört, so weisen auch hier die alten Gebäude, die hohen Kirchthürme mahnend auf dieselbe zurück, und droben an grüner Bergeshalde ruht das wunderbare Schloß, ein Schloß der Romantik, welche über dem Ritterthum der Jugend schwebt.

Ich war voll von diesen Gedanken, die flimmernd und tanzend vor mir auftauchten, als ich im Angesichte der Stadt, zwischen Berg und Strom dahinfuhr. Zur Linken warf ich einen Blick auf Gervinus' Landhaus, auf einen schönen, stillen Sitz der Ruhe, der sich vertrauensvoll an die Bergwand anlehnt und den Blick dem herrlichen Lande zuehrt, dem Süden, aus welchem kosend die Winde kommen und, von dem Wellenschlage des Stromes erfrischt, Stirne und Schläfe des Forschers küssen. Habe ich nicht von Ruhe gesprochen? ruht Gervinus? Es werden Zeichen und Kunden kommen, daß diese stillen Jahre am rauschenden Flusse nicht der Ruhe geweiht waren.

Der Wagen rollte über die hohe, bildgeschmückte Brücke in die Stadt. Es begrüßte uns in ihr ein lärmendes, geschäftiges Treiben; wir sahen gaffende Leute und gepuzte Polizeidiener, und als wir ein wenig weiter gefahren, mußten wir still halten wegen eines Festzugs, der sich, ich weiß nicht mehr ob nach dem Rathhause oder aus demselben bewegte. Es war der Geburtstag des Großherzogs von Baden. Für den ersten Anblick hatte die Bewegung das Aussehen eines Festes, aber es war kein solches; nach einer Stunde hatte sich Alles wieder verlaufen, und die Alltäglichkeit und Werktäglichkeit, die Gegensätze einer festlichen Stimmung, eines inneren Festes, ruhten unerschütterlich auf den Gesichtern der Heidelberger Bürger.

In dem Prinzen Karl, an welchem wir anfuhrten, war nur mit Mühe eine Wohnung zu erhalten. Die Kellner liefen, Fiaker und Omnibus kamen und gingen, Gepäck wurde die Treppen hinauf und hinunter geschleppt, die Schellen und Glocken klingelten und gellten, so daß ich froh war, endlich in der Ruhe eines Zimmers zu seyn, wo ich nach der Fahrt durch den frischen Morgen und durch den Staub der Landstraße mein Aeußeres wieder ein wenig herstellen konnte. Das Haus war überfüllt von Fremden; auch Odilon-Barrot war darunter, den ich einige Tage später einmal des Morgens beim Frühstück sah, einen ruhigen, ernsten Mann, der etwas Deutsch-Bürgerliches in seinem Aussehen hatte. Hätte ich nicht gewußt, wer er war, ich würde den Sprecher der unterdrückten französischen Freiheit vielleicht für einen deutschen Pfarrer gehalten haben. Einige Deutsche, wahrscheinlich badische Liberale, waren um ihn.

Mein erster Gang galt dem Schlosse. Es ist dieß vielleicht eine Sache, die sich von selbst versteht; und doch habe ich früherhin einmal von einem Studenten gehört, einem Norddeutschen, der ein Sommersemester in Heidelberg zubrachte, ohne jemals hinauf zu kommen. Nur zwei Tage vor der Abreise in seine Heimath faßte er den ernstesten Entschluß, sich einmal am Abend nicht zu — betrinken, weil er am andern Morgen das Schloß besuchen und sehen wollte, was denn eigentlich an dieser hochbelobten Herrlichkeit sei. Er führte seinen Vorsatz ritterlich aus (denn er war ein ritterlicher Mann), und als er wieder heruntergekommen war, beiläufig gesagt, sehr durstig, und seine Gefährten ihn lachend umringten und fragten, meinte er, es sei doch ganz schön droben, und es sei ihm leid, daß er nicht schon früher hinaufgekommen. Er sagte es phlegmatisch — wer kann für das Phlegma? — aber ich glaube, daß auch er einen Eindruck in seine Heimath mitgenommen hat.

Das Schloß von Heidelberg ist eine Zauberperle, die Vergangenheit spiegelt sich in ihren farbigen Lichtern; es ist seltsam, welche Wunder von Erinnerungen in diesen engen Raum gebannt sind. Dort tritt uns Friedrich der Siegreiche entgegen, das Schlachtross bäumt sich, die Herren von Württemberg, Baden und Meß stehen in dem Felde. Klara von Dettten ruht zum Abschiede an der Brust des Helden, und als schon der reißige Zug „zwei Mann auf einem Sitz“ den Neckar entlang gesprengt ist, tönen aus dem Thurmgemache noch Harfenklänge und ein Lied, halb Schmerz des Scheidens, halb Freude des Kampfes, welches „die Sängerin“ dem Geliebten nachsendet. Hier naht Friedrich V, der arme Winterkönig, der um eine ferne Größe das sichere Glück verlor, ein freundliches, gutmüthiges Gesicht, lachend wie seine Pfalz, und nicht geschaffen für den Boden, den Hussitenblut dunkelroth getränkt hat, — und seine Gemahlin schreit ihm zur Seite, mit Blicken voll heißen Zorn's, das schöne, stolze Königskind, um dessen Minne vor zwei Jahrhunderten noch deutsche Fürsten zu fahrenden Rittern wurden. Und wohnt nicht gar in diesem Burghofe, in welchem das Gras wuchert und die grünen Ranken flüstern, noch ein großer Heldengeist aus uralter Zeit? ist nicht Karl der Große hierher gebannt mit den Säulen seines Ingelheimer Palastes? hat ihn noch Niemand hier mächtig schreiten sehen? . . . Lange Jahrhunderte ruhen in dem Ring dieser Mauern, und das ist so schön, daß ein Jedes durch Denkmale vertreten ist; die Vermischung der Architektur ist der historische Reiz des Heidelberger Schlosses, und die schlichten Mauer Massen zu meiner Rechten sind hier eben so nöthig, als dort zu meiner Linken der Glanz des Otto-Heinrichs-Bau's, in welchem die neuerwachte Kunst des scheidenden Mittelalters auf deutschen Boden verpflanzt erscheint. Und damit an dem Eindrucke der Vergangenheit nichts fehle, blicken sie selbst auf uns nieder, die hier oben gehaust, die Pfalzgrafen, die Kurfürsten, die deutschen Könige, lauter stolze, starke, fürstliche Männer. Ich weiß es nicht, wie die Kunst diese Gestal-

ten betrachtet, und welches Urtheil sie über dieselben fällt, — für mich hat dieses verfeinerte Heldenthum höhere Bedeutung, als ein Meisterwerk der Phantasie.

Ich habe sie alle wieder aufgesucht, meine Lieblingsplätze; die großen Fässer und der Fuchschwanz des Hofnarren gehören nicht zu ihnen, wohl aber mancher stille Winkel, der in dem Gebüsch der Anlagen versteckt ist. Auch den gesprengten Thurm habe ich mir wieder betrachtet. Als sentimentalere Knabe nahm ich ihn als Bild eines Herzens, welches gebrochen ist, aber noch nicht sterben kann, wie sehr es auch der Auflösung entgegen strebt. Man fabelt am allermeisten von gebrochenen Herzen, wann das eigene Herz noch recht gesund ist; gleich wie wir auch am sehnsüchtigsten nach dem Tode blicken und mit ihm kokettiren, wann wir noch gar keine Ursache dazu haben, das Leben zu hassen. Ein gebrochenes Herz hat keinen Ausdruck für sich selbst; wann eine Glocke noch winseln kann, ist sie noch nicht zersprungen. — — Also vor dem gesprengten Thurme stand ich; er erschien mir jetzt wie das Bild einer Religion oder einer Staatseinrichtung. Sie ist gebrochen, sie ist aufgelöst in ihrem innersten Kerne; sie besteht eigentlich schon nicht mehr, aber es liegt noch eine Fähigkeit in ihren Theilen. Es liegt eine wehmüthige Größe in dem gesprengten Thurme, in einer gebrochenen Religion oder Staatseinrichtung, sie geben dem unbetheiligten Zuschauer ein Bild. Einst aber wird die Zeit kommen, welche den gesprengten Thurm vollends zerschlägt und aus ihm, ohne Ehrfurcht für die Wehmuth der Ruine, ein neues Haus baut, welche aus der völligen Auflösung der alten eine neue Religion, einen neuen Staat gründet.

Das Heidelberger Schloß ist auch ein alter Sitz der Dichter. Ich will hiermit meine eigene Freude an ihm nicht für eine dichterische ausgeben; ich dachte nur an die Sänger, welche träumend in ihm gefessen haben, am meisten an den, welchen ich am meisten von Allen liebe, an August von Platen, an ihn, der ferne von diesen Stätten im Süden ein einsames Grab gefunden hat. Es klingt mir hier der Anfang eines Gedichtes in dem Sinne, welches ich einst voll heißer Liebe seinen Manen geweiht habe, die alten Reime schlagen tönend an mein Ohr.

„O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden, auf,
Der hier im fernen Süden
Beschlief den Pilgerlauf!“
So sprachst Du im Liede;
Du wurdest Dir Prophet,
Da fern im Süd der Friede
Schon lang Dein Grab umweht.

Die Blumen blüh'n schon lange
Aus Deiner Gruft empor,
Gleichwie in Deinem Sange
Der dunkelblüt'ge Flor.

Und schön der reichbelaubte
 Lorber den Hügel schmückt,
 Wie der, den Deinem Haupte
 Dein Volk hat aufgedrückt.

Manch' Schiff ist schon geschwommen
 Zu Deinem Inselstrand,
 Mit Grüßen ist's gekommen
 Vom deutschen Heimathland;
 Mit Deines Volkes Grüßen,
 Bethrüntem Liebesblatt,
 Den Tod dem zu versüßen,
 Den es verfloßen hat.

Selbst der, dem zur Verhöhnung
 Dein Spiel sich hat gewandt,
 Er reichte zur Verhöhnung
 Dir seine treue Hand;
 Er reichte sie dem Todten,
 Eh' selbst im Tod er schied;
 Nun tönt in Morgenrothen
 Vereinigt Euer Lied.

Und neben dem Dichter saß hier einst vor mehr als zwanzig Jahren ein Jüngling, damals noch Student in Heidelberg, welchem Platen später eine seiner schönsten Oden geweiht hat, und lauschte auf seine Lieder und träumte mit seinen Träumen. Es wird mir weh um's Herz, da ich dieß schreibe. Auch er, der später, als Mann, mein theurer Freund wurde, ist jetzt todt, mir für immer verloren. Für mich gibt es keine Tröstung über einen Tod; das Gefühl eines verlorenen, lieben Angesichts, eines treuen Händedrucks, beherrscht nicht ganz und läßt jene tönenden Verheißungen auf die Ferne verstummen. Um ein Jahr des freudigen, innigen Besizes der Gegenwart gebe ich getrostes Muthes die ganze Hoffnung auf eine jenseitige Zukunft auf. — — —

Auf den Wolfsbrunnen bin ich dießmal nicht gekommen; auch er ist ein rechter Poetenwinkel. Stillter, heimlicher Wald, tiefes, dunkelklares Wasser für die Träumer, — Forellen und Neckarwein für die, welche sich mit verben Armen an die Wirklichkeit halten, — was will man weiter?

Heidelberg selbst, die Stadt, hat sich seit Anlage der Eisenbahnen bedeutend verändert. Nicht als ob viel gebaut worden wäre, — aber die Hauptstraße hat eine andere Physiognomie angenommen. Auch in anderen Städten macht sich durch die Eisenbahnen ein erhöhtes Leben bemerklich; in Heidelberg aber, wo sich schon früher der Verkehr in die eine lange Straße drängte, mußte sich dieß besonders stark aussprechen. In der Hauptstraße donnern die Wagen unaufhörlich, die Seitengassen liegen still daneben, der Lärm dringt zu ihnen, ohne daß sie Theil daran nehmen. Mitten in diesem Treiben taucht, was auch den andern an Eisenbahnen gelegenen Städten fehlt,

der Student auf, ein geborener Flaneur, er streicht über die Trottoirs, er sitzt im eleganten Fiaker, er steht an einer Straßenecke und betrachtet sich lächelnd die Geschäftigen, Müßigen. In Göttingen hat der Wis einer Stelle par excellence den Namen „die faule Ecke“ gegeben; jede Universitätsstadt ist indeß so glücklich, einige Orte so nennen zu können. Die Studenten machten einen besonders freundlichen Eindruck auf mich; sie schienen sich verjüngt zu haben, weil ich älter geworden bin. Als Kind erscheinen uns die Leute größer, weil wir selbst noch so klein sind; ich erfahre bereits das Gegentheil, ich freue mich an jener Jugend, weil ich selbst mein Alter fühle. Auch haben die jungen Männer äußerlich ein frischeres und eigenthümlicheres Gepräge, als in meinen Universitätsjahren. Damals waren die alten Burschenschaftstrachten bereits verlacht und verpönt, aber die große Erfindung des Paletot's, besonders des Sack-Paletot's war noch nicht gemacht. Wir trugen modische Röcke, wie Jedermann, und nur die Mütze war das Unterscheidungszeichen des Studenten. Jetzt dagegen herrscht der Sack-Paletot in verschiedenen, zum Theil poetischen Variationen, und neben den Mützen, an denen sich, obgleich sie einfarbig sind, noch immer die Korps unterscheiden, sieht man viele kleine graue Hüte, fest auf die jugendlichen Köpfe geworfen, nach Art der niederländischen Maler. Das Aussehen der Studenten ist wieder malerischer geworden, mit ihm auch ihre Gesinnung wieder frischer, ihr Muth wieder reiner und fröhlicher. Ich konnte mich nicht satt sehen an ihnen; waren sie nicht alle meine Brüder? ruht nicht mein bester Lebensmuth noch heute mitten in ihren Kreisen, ein versenkter Hort, den ich einst voll Stolzes besessen und in spätern Lebensverhältnissen nie wieder habe hervorziehen, zurückzaubern können?

Merkwürdigkeiten habe ich keine besucht, sogar die Universität als gelehrte Anstalt blieb außer dem Kreis meiner Beobachtungen liegen, wiewohl ich in der Bibliothek Einiges hatte ausziehen und vergleichen wollen. Sie ist bekanntlich sehr reich an handschriftlichen Schätzen (man nennt gewöhnlich die runde Summe von tausend codd.), die zum Theil im Jahr 1816 aus Rom zurückgebracht worden sind, nachdem sie von 1622 an dort gewesen. Die Verschenkung der Heidelberger Bibliothek nach Rom durch Maximilian von Baiern wird gewöhnlich unter den härtesten Ausdrücken erwähnt; indeß war ihm Heidelberg eine feindliche Stadt, die er als erobertes Gut behalten zu dürfen gegründete Hoffnung hatte; es wurde ihm ja wirklich die pfälzische Kurwürde zuerkannt. Die Bibliothek war eine rechtmäßige Beute, und da zu jener Zeit das Gefühl einer nationalen Gemeinsamkeit nirgends stark war, so erscheint die Schenkung dessen, was für ihn keinen Werth hatte, an seinen inneren Bundesgenossen als leicht zu rechtfertigen. Zudem haben wir ja nach zwei Jahrhunderten ihre meisten Schätze, so weit sie sich reklamiren ließen, zurück erhalten. Ich möchte eine andere Frage stellen: Warum sind nicht die Stimmen über den zu Prag durch Königsmark geraubten Coder argenteus des Alfilaß eben so laut?

Dieses älteste Denkmal unserer Sprache ist für uns verloren, von der Hand eines Fremden gestohlen, wir haben es niemals wieder erhalten, — und doch schweigen die Historiker über diesen Raub des Schweden, während sie sich über jene Wegführung der Heidelberger Bibliothek, über die dadurch uns entzogenen Schätze nicht hart genug auslassen können.

Ich muß widerrufen, ich habe auch Merkwürdigkeiten besucht, freilich keine artistischen oder literarischen, und wenn man sie für historische nehmen will, so sind sie es doch nur in einer ganz besondern Bedeutung; nämlich:

1) Die Hirschgasse. Auf der rechten Seite des Neckars eröffnet sich eine Thalschlucht mit leisen Senkungen. Wir gehen in sie, betreten einen Garten, steigen ein Paar Stufen hinauf und sind in der berühmten Hirschgasse, wo während langer Jahre alle Studentenduelle ausgefochten wurden. Ich will keine Phrasen darüber machen, wie viel Jünglingsblut hier schon geflossen ist, — meinetwegen, es hatte keinen Zweck, aber es ist nicht nutzlos geflossen. Wer weiß, wohin wir in unseren Tagen des faulen Friedens schon gekommen wären, wenn nicht das Studentenleben die Herzen frisch, wenn nicht die blauen Schläger den Muth rege gehalten hätten? Was liegt an dem Blut, welches den trüben Boden dieses Saales schon gefeuchtet hat? Die es vergossen, waren heißblutig genug, um einige Tropfen zu entbehren, die Welle, die in ihnen schäumte, durfte auch überschäumen. Nur diejenigen, in deren Adern das Blut träge und dürstig fließt, eifern gegen die Studentenduelle, weil sie Angst haben, jenes zu verlieren. Ich will hier nicht den Vertheidiger der Studentenduelle machen, ich sehe hier keinen Ort zur Polemik, in die ich mich einlassen müßte. Aber da ich einmal den Ton der Vertheidigung eingeschlagen habe, so gebe ich — mag sie auch komisch klingen — hier wenigstens die Versicherung, daß ich es vertheidigen kann, vertheidigen mit meinem besten Willen, mit heißem Eifer, gegen die weichherzigen Klagen und Beschwerden der alten Pedanten (Delbrück in Bonn ist das Prachteremplar unter ihnen) wie gegen die rigoristischen Anforderungen der „Partei des gesinnungsvollen Fortschritts,“ welche leider auf den Universitäten Norddeutschlands bereits Eingang in das heitere, ungestörte, absichtslose Jugendleben gefunden hat. — Was die Hirschgasse selbst betrifft, so stehen die Gebäude jetzt ziemlich einsam und verödet. Einige hübsche Mädchen, Töchter des „alten Joseph,“ lächeln wehmüthig, wenn man ihnen von den guten alten Zeiten erzählt, als der böse „Akademische“ die Hirschgasse noch nicht verboten hatte, und hier während des ganzen Tages die Jünglinge kämpften, tranken, spielten und jubelten. Die Hirschgasse ist eine gefallene Größe; es kann Einem hochromantisch zu Muth werden in diesen verlassenem Hallen. Die Winde ziehen stöhnend durch den verödeten großen Saal, und die Blutflecken, welche man hier und da noch auf dem Boden entdecken kann, welche einst so schön prangten wie lauter Ehrenröslein, erinnern jetzt in solcher Trauer, in solcher fluchbeladenen Verödung (wenn es auch bloß der Fluch des Sc-

nats ist) an düstere, schreckliche Verbrechen, welche hier begangen worden seyn können.

2) Das gegenwärtige Pauklokal. Ich nenne es hier aus einer Discretion, über welche meine jungen Freunde in Heidelberg wahrscheinlich lachen werden, nicht. Nach langer Zeit sah ich zum Erstenmale wieder einige Duelle; — sonderbar, mein Herz muß doch noch ziemlich jung geblieben seyn, denn ich fühlte laut in ihm die Kampflust pochen, als mich die hellen, bunten Schläger grüßten. Auch den Dr. Hofacker und den rothen Schiffer sah ich hier wieder. Der „Rothe“ war nachher jeden Morgen so frei, mir mit einem Gedichte voll „holden Wahnsinns“ zu gratuliren.

3) Einige Studentenkneipen, — zunächst die meiner speziellen Landsleute, dann die eines mit ihnen befreundeten Corps. Zürnen Sie mir nicht, mein theurer Freund, an den ich zunächst diese Briefe richte, daß ich Ihnen von dem Studentenleben so viel erzähle, dessen meiste Erscheinungen Sie für bloße Kindereien halten. Ich kann über meine Liebe zu ihm nicht hinauskommen, und die Liebe wächst, je mehr man in den neuesten Tagen an seiner alten Form zu rütteln anfängt, sie wächst, während ein Ministerium die Hörfreiheit und den Vortrag zu einem Schulunterricht machen will, während sich aus dem Studententhum selbst, auf bekannte Einflüsterungen hin, die Stimme erhebt, man solle die bisherige akademische Gerichtsbarkeit aufgeben, während alle Organe des Liberalismus darüber schreien, wie das gegenwärtige Studententhum nichts sei, als eine Antiquität, die nicht mehr zur Zeit gehöre, wie die Corpsverfassung nichts darstelle, als eine veraltete Schule der Rohheit u. dgl. m. — Ich läugne es indeß gerade zu, daß die gegenwärtige Verfassung des innern Studentenlebens bloß ein Denkmal vergangener roher Zeit ist. Auch dieses Verbindungsleben ist in einer steten und zeitgemäßen Fortbildung begriffen, von der ich, wenn nicht alle Zeichen trügen, in dem gegenwärtigen Augenblicke gerade viel erwarte; aber diese Fortbildung muß sich von innen heraus gestalten, die Regungen müssen zu ihr hinwirken, die der Geist der Zeit selbst in ihre Mitte, in diese jungen empfänglichen Gemüther legt. Die Schreiber der Tagesblätter, die außer dem Kreise dieses jungen Lebens stehen, können keinen Antheil an ihr haben. Wer dem gegenwärtigen Studententhum seine mittelalterliche Rohheit vorwirft, der denke an die Altkenszüge, welche Robert von Mohl aus den Tübinger Universitätsurkunden mitgetheilt hat, an den Pennalismus des siebenzehnten Jahrhunderts, wie er in den satyrischen Schriften dargestellt wird, der denke an die Orden am Schlusse des achtzehnten, an die Rohheiten, welche u. A. Heinrich Leo in seinem Buche gegen Diesterweg aus dem Anfange dieses Jahrhunderts anführt, an das Leben der Corps als Opposition gegen die Burschenschaft, und man wird zugestehen müssen, daß dieses Studententhum in seiner bestehenden Verfassung in einer beständigen Läuterung, in einer Fortbildung

im Geiste der Zeit begriffen ist. Das aber ist das Unglück unserer Lage, daß man die nothwendigen Veränderungen in unsern Zuständen nicht als Ergebnis einer organischen Entwicklung, sondern als einen erbitterten Kampf in der Bresche nehmen will, und daß Alles in diese hineingerissen werden soll, was nicht ganz unnahbar ist, darunter auch unser schönes, altes und doch so junges deutsches Studententhum.

Auch einige Ausflüge habe ich von Heidelberg unternommen. So fuhr ich unter Andern einmal mit einem jungen Arzte und zwei Studenten, von welchen der Eine ein süddeutscher Erbgraf, nach Neckarsteinach. Die Straße folgt auf der linken Seite den Windungen des Neckars, sich bisweilen hebend und wieder senkend, aber immer hoch überragt von den schönen Bergen, aus welchen die Sandsteinbrüche hervortraten, gleich als ränne hier Blut aus den Wunden, die der Bergeswand geschlagen worden sind. Auch wie die Eingänge zu verzauberten Schlössern erschienen sie mir manchmal, wann die Sonne voll auf ihnen ruhte und die Steine, im Kontrast zu dem dunkeln Walde, hochaufglühen ließ, — wie Pforten zu den Höhlen, in welchen geheimnißvolle Schätze, seltsame Talismane, von Drachen bewacht liegen. Dann schien es mir, als seien unsere Pferde schnaubende Greife, die uns durch die Luft tragen, — und diese Vergleichung war wenigstens keine ganz fernliegende, denn derjenige von uns, welcher den Kutscher machte, fuhr, als ob es für uns die größte Lust sei, in der nächsten Sekunde zerschellt am Wege zu liegen. Eins der niedlichen Neckardampfschiffe flog an uns vorbei, wie eine wilde Ente; Stift Neuburg auf der andern Neckarseite hatten wir schon hinter uns. Hier wohnt bekanntlich Rath Schlosser, der Großneste Goethe's. Es scheint, als ob auch in ihm die Dichterader des Rheims ströme, obwohl das Dichterische in ihm mehr in seinem Leben als in seinen Werken liegt. Schlosser, der aus tiefstem Drange des Gefühls zum Katholizismus übergetreten ist, führt auf Stift Neuburg, einem der reizendsten Orte die ich kenne, ein Leben voll von einer tiefen, heitern Frömmigkeit. Bedeutsame Menschen, deren gleiche religiöse Ueberzeugung aus der gleichen Gefühlstiefe entspringt, theilen bisweilen den Aufenthalt mit ihm, und wahrhaft poetische Anregung wird diesem Kreise von allen Seiten zugetragen. Als Zeichen von Schlossers innerer Poesie erscheint mir namentlich seine Uebersetzung der Lieder des heiligen Franz von Assisi; nur ein Sinn von gleicher hoher Liebe konnte diesen süßen, tiefstinnigen Lauten der Gottesminne, diesem Minnefänger der Religion in unserer Sprache einen Ausdruck geben. Außerdem hat Rath Schlosser noch mannigfache Poesien als Gaben an Freunde drucken lassen, die also nur in engeren Kreisen bekannt sind. Aus einem kleinen Hefte, welches Uebersetzungen in das Italienische aus dem Spanischen, Lateinischen und Deutschen enthält, ist mir namentlich noch eine meisterhafte, liebe Uebersetzung von Goethe's

„Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll seyn.“

in dem Gedächtnisse.

In Neckargemünd, das sich eng an den Berg schmiegt, brachte eine Fährle den Wagen über den Neckar. Drüben fing bald das hessische Gebiet an, wo sich der Weg wohlgebahnt hinzog und uns eine rechte Lust am rollen Fahren gestattete. Neckarsteinach grüßte uns mit seinen vier Burgen, zuerst das Schwalbennest, wo die Landschaden von Steinach wohnten. Sie waren einst als Raubritter verrufen; aber auch die Gabe des Gesangs war heimisch in ihrem Stamme. In ihrem Wappen ist eine Harfe, und „Bligge von Steinach“ ist unter den Sängern der Manessischen Sammlung. Neckarsteinach ist alt, eng und klein; doch ist das Gasthaus ausgezeichnet, in welchem wir zu Mittag speißen. Wir waren sehr munter, vielleicht ein wenig zu sehr. Endlich, als abg gespeißt war, fragte mich einer der Freunde: Du warst noch nie auf dem Schwalbennest?

Nein, erwiderte ich ziemlich gleichgültig, denn ich fühlte mich herzlich träge. Auch ein Anderer hatte wenig Lust am Gehen. Es wurde also beschlossen, hin zu fahren.

Nun führt die Straße, welche wir gekommen, an den Fuß desselben, von wo man hinaufklettern muß; aber auch das war uns zu mühselig. Wir hatten von einem Wege über den Berg vernommen, ihn wollten wir wählen, obgleich wir auch gehört hatten, daß er gar nicht zu befahren sei. Die Straße folgte sogleich der Vermessenheit. Der Graf kutschirte; ich weiß nicht, durch welchen Zufall die Deichsel brach, die Pferde gingen zurück, und hinter uns war ein steiler Abhang, an dessen Abhang einige Häuschen standen. Rasch sprangen wir aus dem Wagen, zum Glück war uns auch eine Anzahl müßiger Gaffer gefolgt, die den Erfolg unseres Beginns sehen wollten, und mit ihrer Hülfe brachten wir den zurückrollenden Wagen wieder in die Höhe. Wir schickten ihn zurück, weil er uns nichts mehr nützte, und bequemten uns, zu Fuß den Weg fortzusetzen. Weiter indeß, als auf die restaurirte Burg des Herrn von Dorth, wenn ich nicht irre, die Mittelburg geheißten, kamen wir nicht. Wir betrachteten uns dieselbe, nachdem wir unbescheiden durch einen „verbotenen Eingang“ eingetreten waren, und genossen von der Mauerbrüstung die Aussicht in das Thal und auf den gegenüberliegenden, schöngeformten Dillsberg. Der Neckar glitzerte so labend, wie mit tausend funkelnden Augen zu uns hinauf, daß uns gemeinsam die Lust ankam, eine Fahrt auf ihm zu machen. Rasch eilten wir hinunter, nahmen einen großen Anfernachen und zwei Ruderer und fuhren, malerisch auf die Bänke gelagert, hinaus. Der Graf hatte aus dem Gasthause eine Guitarre mitgenommen; er, der im dreizehnten Jahrhundert unter seinen Ahnen auch einen Minnesänger besaß, sang sehr schön; — Lieder der Liebe, Lieder der Sehnsucht zogen über die plätschern- den Wellen, und die Fische sprangen in dem Abendsonnenstrahl in die

Höhe, als tanzten sie vor Lust. Von der Mittelburg wehten uns Lücher zu, wie flatternde Banner, und unser ritterlicher Sänger griff voller und rauschender in die Saiten als Grüße für die droben . . .

Unser lieber, muthiger Wagenlenker fütterte vor der Abfahrt (die Deichsel war wieder gemacht worden) die Pferde mit Brod, das er in Wein tränkte. Sie fühlten das flüchtige Feuer, unsere Fahrt war ein Flug, und die guten Heidelberger, welche in ihren Wagen in mäßigem Trabe von Spazierfahrten heimkehrten, schrien hoch auf, wenn wir, wie von Geisterflügeln getragen, an ihnen vorbeisürmten. —



Beurtheilungen.

Slavische Melodien von Siegfried Kapper. Leipzig, Cichhorn. 1844.

Eine schöne sehr anziehende Gabe ist dieses kleine Buch. Die poetische Begabung aller slavischen Stämme ist bekannt; hier hat Siegfried Kapper uns einen neuen Kranz gewunden, der den von andern Händen gebotenen wahrlich nicht nachsteht. Kapper übersezt nicht eigentlich, d. h. nicht das Wort, er übersezt nur den Geist; aber daß er diesen in seiner vollen Naturwüchsigkeit und Unmittelbarkeit wiedergibt, dafür zeigen sich für einen aufmerksamen Sinn vielfältige Spuren, und nur selten, an einzelnen Stellen, wird man es zu spüren glauben, daß er der Wehmuth des Volkslieds einen sentimentalen Anklang gegeben hat. Wie er es mit Nachbildung der Form gehalten, weiß ich nicht. Wenn er sie nicht streng nachgeahmt hat, so ist er doch darin dem ursprünglichen Charakter des slavischen Volksliedes treu geblieben, daß seine Gedichte alle sehr singbar erscheinen; denn gleichwie die Slaven ein unverkennbares Talent für Musik haben, so kann auch ihre Volkspoesie das Wort nicht von der Melodie trennen. Kappers slavische Melodien zerfallen in Lieder

aus dem Slavolande, aus Böhmen, aus Mähren und aus Illyrien. In allen ist die Trauer, die Wehmuth der vorherrschende Ton, doch zeigen die slovakischen und illyrischen bisweilen auch eine kriegerische Erhebung, während aus den böhmischen ein träumerisches Naturleben flüstert und in den mährischen ein stiller, schmerzlich-weicher Laut durch alle Stimmen der Liebe fort klingt. Ich kann mich nicht enthalten, hier zwei dieser Lieder als Rechtfertigung meiner Freude an ihnen mitzutheilen; zuerst ein slovakisches: „Fort will ich!“

Mutter, warst Du unten in der Schenke? —
Hörtest Du des Wenders kräft'gen Sang?
Hörtest Du, wie dumpf die schwarze Stube,
Als ich ihm den Handschlag gab, erklang?

Fort will ich! Es hat der König selber
Mir ein stolzes, falbes Roß gesandt,
Und ein silbern Schwert mit goldnem Handgriff,
Und 'nen Hut mit blauem, seib'nem Band.

Fort will ich! Es hat mit holdem Graße
Eine blaue Schärpe, goldgestickt,
Und dazu bespornte gelbe Fischmen
Mir die junge Kön'gin selbst geschickt.

Dann ein mährisches: „Der Brunnen-
gräber.“

Ich grub ein Brunnlein in den Fels,
Es fließt so klar, so rein;
Die Erste, die d'ran rasten wird,
Die soll meine Liebe seyn.

Die Schäf'rin kommt mit Schäflein weiß,
Sie steht das Brunnlein klar, —
Die weißen Schäflein trinkt sie nicht,
Sie zieht vorbei und singt und flücht
Waldrosen sich in's Haar.

Gedichte von Karl Heltaus. Leipzig,
Jest. 1844.

Es ist Herrn Karl Heltaus Ernst, ein Dichter zu seyn; er schüttelt seine Verse nicht aus dem Aermel. Aber es ist damit noch nicht gesagt, daß Alles, was man mit Ernst und Treue aus den Schachten der Brust hervorholt, auch reines, funkelnndes Erz seyn müsse. Karl Heltaus ist — ich bedauere, es sagen zu müssen — kein großer Dichter. Es ist viel Ernst, viel Eifer in ihm; er begeistert sich an dem Frühling, er liebt sein Vaterland und den Fortschritt, er trauert mit den Unterdrückten; wenn ein Dichter dieses thut, so ist es schön; aber darum ist nicht Jeder, der es thut, schon ein Dichter. Was diesen Gedichten am meisten fehlt, ist die reine Lyrik; sie tritt nirgends als reines Goldkorn hervor. Das Erz ist mit Gestein zersprengt; die Lyrik ist in die Stoffe hineingetragen. Es ist hierdurch nicht ausgeschlossen, daß das kleine, elegante Buch auch Gelungenes enthält; es gibt Gedichte, welche eine solche Verbindung vertragen, — diejenigen, welche vorherrschend reflektierend sind. Es gibt dergleichen bei Heltaus, in welchen zu dem Gedanken noch besonders ein frischer Thatendrang tritt. Sonst aber findet sich viel Unfertiges. In einem volksthümlichen Gedichte heißt es z. B. einmal:

O glaub' es mir, da haust ein Nix,
Der zieht mit List Dich in den Str.

Das ist gar nicht zu rechtfertigen. Die Waldrosen sind nicht bedeutend, man glaubt Re-

miniscenzen in ihnen zu spüren, wie denn überhaupt solche Anklänge (sogar noch an Theodor Körner) einen Bestandtheil dieses Buches zu bilden scheinen. Die schlimmste Reminiscenz aber — an Tiedge's Schlachtfeld von Kunnersdorf!! — ist „der Friedhof zu Leipzig.“ Ich wundere mich ernstlich, daß Karl Heltaus nicht so viel Kritik in sich gehabt hat, um diese platte Gewöhnlichkeit wegzulassen.

J. C. B.

Bilder zur Jobsiade, nach Gemälden und Zeichnungen von J. P. Hasenclever, gestochen v. L. Th. Janßen. 1ste Lieferung. Verlag von J. Buddeus in Düsseldorf.

Ein nothwendiges Erforderniß zur geistigen Existenz des Menschen ist die Satyre. Wie der Wit in der mündlichen Unterhaltung eine erste Rolle spielt, so in der schriftlichen diese seine höchste Potenz. Sie ist ein Haupthebel des Fortschritts; besser als alle ernstern moralischen Vorlesungen, kann die Satyre mit ihrer Verwandten, der Ironie, uns die Fehler und Gebrechen jedes Einzelnen und der Gesamtheit in's passende Licht stellen. Lessing und Rabener nützten ihrem Zeitalter mehr, als der Korporalstock der damaligen Herrscher, und Hogarth's Werke haben mehr Sünder bekehrt, als die Predigten der berühmtesten Kanzelredner. Der Grund dieser bewährten Erscheinung liegt wohl zunächst in dem Kontraste der verschiedenen Waffen; diese geistreich anregend und daher bedeutend schärfer, jene alltäglich trocken und mehr auf die Vernunft, als den Geist, die Seele laßt. Wo ein Blick mit ganzer Kraft in ein Gebäude fährt, da zündet es rascher, als wenn das Feuer bedachtsam an den Grundmauern angelegt wird.

Der lachende Satyre, so lange er nicht zum losen Spötter wird, ist der umgekehrte Messias. Er ist ein Theil der Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft. Um seine Lippen zuckt immer der Spott in scharfen Zügen, aber wir vergessen die verletzende Wirkung ob des guten Will-

lens, der sich in seinen Mienen abspiegelt; zeigt sich aber auf dem aufgeworfenen Munde der prahlende Hohn, so ist die Wirkung entgegengesetzt, sie wird abstoßend, und wo der Satyriker Besserung und Freundschaft erzeugt, da bewirkt der Spötter Verhöhnung und Feindschaft. Diese Wirkung bleibt immer dieselbe, die Ursache trete in einem Gewande auf, in welchem sie wolle. Was der Satyriker in der Literatur, das ist der Komiker auf der Bühne und der höhere Genremaler in der Kunst. Die Waffen sind bei dem Einen die Feder, beim Andern die Mimik, bei dem Dritten der Griffel oder Pinsel. Wir haben es diesmal mit dem Maler zu thun, und wollen mit des Erstern Waffen zu zeigen versuchen, was der Letztere mit den seinigen vermag.

Vereinte Kräfte haben doppelte Macht; Dichter und Künstler haben von jeher ihre geistige Verwandtschaft zu gegenseitigen Bündnissen benutzt. Langbein und Gellert fanden ihren Ramberg, an Goethe schlossen sich Neureuther und Kaulbach an, und in neuerer Zeit, die man die illustrierte nennen könnte, (was freilich nur in der Literatur und Kunst paßt) findet fast jeder tüchtige oder nicht-tüchtige Dichter seinen geistesverwandten Künstler. Bei allen verschiedenartigen Leistungen beider Kräfte dürfte diese Richtung immerhin eine erfreuliche genannt werden. Für die hin und wieder auftrauchenden verfehlten Produkte wird man durch so manches Gelungene entschädigt, es sproßt in diesem, von den Muses bestellten Garten so manche duftende Blume, daß man das Unkraut dazwischen gern überfieht. Das ist ein Kunstgarten mit Beeten und Pflanzen aller Art! Diese, nach französischer Manier, enthalten mehr Tulpen als Rosen, mehr äußern Prunk als innern Werth; dort sind englische Anlagen, die Pracht ist hier nicht minder überwiegend, aber der reelle Werth ist dennoch unverkennbar. Inmitten dieser hat der deutsche Kunstgärtner ein kleines Eden geschaffen, worin Glanz und Duft am Besten vereinigt sind; hier ist die Rose Königin, sie verdunkelt mit Pracht und Wohlgeruch die kleinen Schlingpflanzen um sie her. Treten wir dem Gärtchen näher, so fällt unser Auge zunächst auf drei dieser Blumen, deren Blät-

ter jedesmal einen grinzenden Satyr verfleckt halten; versuchen wir es, die passendste herauszufinden.

Zuerst nennen wir Kaulbachs Zeichnungen zu Goethe's Reineke Fuchs; diese Blätter sollen sich erst noch unter der Kupferdruckpresse entfalten. Referent hatte indeß Gelegenheit, mehre Proben dieses herrlichen Werkes zu sehen, und freut sich auf die bevorstehende Herausgabe durch die Cotta'sche Buchhandlung. Dann kommen wir auf den edlen Ritter Don Quixote von la Mancha. Meister Schröder unternahm es, uns die Thaten desselben durch die Radirnadel zu veranschaulichen, und wir haben sechs Blätter davon vor uns, lauter geistreiche Kompositionen voll des feinsten Humors. Aber eben diese schöne Eigenschaft war die Klippe, woran das Werk gescheitert, denn es wird dem Vernehmen nach nicht fortgesetzt. Der Humor ist, ganz im Geiste des Cervantes, zu tief für das große Publikum. — Besser dafür geeignet ist ohne Zweifel das dritte im Bunde, welches so eben das Licht der Welt erblickt: es ist Hasenclevers Gallerie zur Jobstade. Hier gibt es Puder, Perücke, Jopf, Jopf und wiederum Jopf; das Zeitalter dieses Werks, die in der Geschichte einzig dastehende herrliche Jopfzeit, liegt uns aus der Vergangenheit und leider auch der Gegenwart am nächsten, daher sei es erlaubt, hiebei länger zu verweilen.

Kortüm's, des Verfassers der Jobstade, Feder hat manchen Puder weggefegt, manche Perücke zerträgt und diversen Jöpfen den Garaus gemacht. Was sie nicht vermochte, blieb Hasenclevers Griffel und Pinsel vorbehalten; seine Hand schuf mit derben Strichen die Personen jener Periode auf der Leinwand oder dem Papier, da haben wir sie vor uns, die ächten Repräsentanten des Philistertums, der Obscuranz und aufgeblasenen Dummheit. Diese Köpfe würden auch ohne Allongeperücke vortreffliche Selen Spiegel seyn! Sehen wir das erste Blatt an: Herr Hieronymus Jobs kehrt nach einem lämmelhaft verlebten Universitätsjahre in's ätterliche Haus zurück. Er hat sich durch einen „Karbatschenschlag“ an der Hausthür ange-

klündigt und tritt eben in die Familienstube ein. Da steht der Renommist weitgespreizt, in ungeheuren Kanonenstiefeln mit Sporen, seinen von Dummheit frozenden Kopf bedeckt ein ungeheurer Federhut, Schnurbart und langes Haar fehlen natürlich nicht; die Linke faßt den Griff eines Degens und in der Rechten ruht eine vielversprechende Reitpeitsche. Dieser Auftritt ist der ganzen Familie unerhört; Papa im Sorgenstuhle lieh die „politische Zeitung von Schildburg“, die in neuerer Zeit eines andern Staates Titel haben könnte, aus der Hand fallen, und gafft seinen Erstgeborenen versteinert an; mit ihm concurrirt ein hoffnungsvoller Knabe von zwölf Jahren, dem zum Ueberfluß ein Schaafspielzeug als Attribut beigegeben wurde. Die kleinste Schwester sucht bei dem Papa Schutz vor dem großen Bramarbas und Eisensresser, während die Mutter und drei andere Geschwister in der offenen Flügelthüre stehen. In dem alten Jobs sehen wir einen gemüthlichen Spießbürger, der seine Schlafrocknatur von der Wiege bis zum Grabe nie verläugnet, überhaupt alle Eigenschaften eines patriotischen deutschen Philisters hat, wie ihre Zahl noch heut zu Tage Legion ist. Hat er doch nicht umsonst an der Wand ein Paar Ahnen hängen, und ist doch sein Familienwappen an der Thür nicht bloß zum Zierath da. Der Künstler hat dieß Letztere auch nicht umsonst so deutlich gezeichnet, denn wir sehen jede Einzelheit dieser Folie des Hochmuths. Das Emblem ist ein Schöps. Eine schnurrige Idee des alten Kortüm, vom Künstler hier gut angebracht, denn sie steht im schönsten Einklange mit den Figuren, namentlich mit der aufgeblasenen Hauptperson.

Gehen wir zu dem zweiten Bilde über: Der Kandidat im Examen. Es ist dieß das berühmte Gemälde, das vor zwei Jahren auf den Ausstellungen zirkulirte; viele öffentliche Blätter haben dieß Bild gebührend anerkannt und einer speziellen Besprechung gewürdigt; die jetzige Kopie ist gewiß Jedem willkommen, namentlich denen, die das Original nicht gesehen. Beim ersten Anblick erinnert es an Heine's Charakteristik der Göttinger Philister im ersten Theile der Reisebilder; man kann beim Anschauen dieser Korporation von hochgelahrten Examina-

toren kaum begreifen, wie Gott nur so viele bornirte Kerle erschaffen konnte! und doch sind es sämmtlich bekannte Gesichter, die Gegenwart weist an allen Ecken unseres Vaterlandes derartige, vielsagende Physiognomien auf, namentlich da, wo sie dieselben Gewänder tragen. Gebührendermaßen zeichnet sich vor Allen der Präsident resp. Inspektor aus; das hinter ihm befindliche Bücher-Regal ließe sich à la Saphir mit ihm in Beziehung bringen, denn in demselben steht auch das, was am wenigsten zu gebrauchen ist, obenan. Die ganze Figur gleicht einer personifizirten Präsidial-Verfügung, so unerchütterlich steht sie da. Nicht minder trefflich ist im Vordergrunde, ein incompetent und gleichgültiger Schmerbauch, mit einem aufgedunsenen Quadratmeißelengesichte, wie Heine sagt. Um sich wach zu erhalten, dreht er die Daumen vice versa herum; gewiß ist es ein Landtagsdeputirter des Reiches Schöppenstedt, drückt doch das zwinkernde Auge mehr Interesse für das auf die Verhandlung erfolgende Festmahl aus, als für dieß selbst. Ein Anderer pugt sich die Brille, welches Mandat er als Vorschub für die Belegenheit noch keineswegs veraltet ist. Der Protokollführer ist eine ächte Schreibmaschine; seine wichtige, verschlossene Miene würde ihm zu unserer Zeit sofort eine Stelle als Verwaltungsekretär verschaffen, denn wer unter den jetzigen Kollegen seines Herrn könnte sich einen unverdroffeneren Siegelbewahrer wünschen? — Der Schnupfende im Hintergrunde hat aus Verzweiflung zur Dose gegriffen, deren Inhalt eine hohle Stelle seines Hauptes ersetzen soll. Er blickt vertrauensvoll auf den Präses, während ein gleichgesinnter Kollege einen ängstlich Fragenden ebenfalls auf dieses Oberhaupt vertröftet. Denn der Segen kommt von oben, sagt Schiller — und mancher Nachfolger jenes Examinanden spricht es nach. — Es sind noch zehn Gelehrte übrig, aber wir wollen nicht vorgreifen, jeder Beschauer wird sie selbst deuten können. Vor dieser ganzen amtlichen Weisheit steht nun der arme Jobs und beantwortet eben die Frage: „Quid sit episcopus“ auf die bekannte scharfsinnige Weise; wir könnten sie an seiner Stelle anders beantworten — aber genug des Puders der Theo-

logie, da uns noch ihre Verwandte, die Pädagogik, übrig bleibt. Die Scene verwandelt: Herr Jobb, der so schlecht gelernt hat, sehen wir jetzt als Lehrer, durch eine Schicksals-Metamorphose, die ewig neu bleibt. Der Katheder, der seine untere Hälfte verbirgt, zeigt den noch ein Stück seines Bäuchleins, welches den schlagenden, oder hier runden Beweis liefert, daß er mehr denn hundert Thaler Gehalt hat. Der ei-devant Kanzelredner hat sich durch eine Verbesserung des Abcuchts, die Zusammenfügung der Consonanten, ausgezeichnet; die Resultate stehen auf der Wandtafel und seine Strafmaschine deutet auf das Sch, welches die Zöglinge nach seinem Beispiel laut ausrufen. Die Scholaren beider Geschlechter sind ergötlich gruppirt, ihren Stand deuten Kostüm und vornehmlich die Fußbekleidung an — Schuhe, Holzschuhe und Naturschuhe. Die laute Bewegung wird zu Reflexionen, Kaufereien und allerlei sonstigen Bubenstreichen benutzt. Neben dem Stuhle des Präzeptors steht ein Sträfling, sein Verbrechen hat ihm einen ungeheuren Efelordnen zugezogen, der an einem breiten Bande auf der Brust baumelt. Ob eine Schleife daran ist, und zu welcher Klasse das Abzeichen gehört, läßt sich nicht bestimmen; theilt der Lehrer auch Verdienstorden aus? Wir können es nicht sehen, da der Meisten Brust nicht sichtbar. Doch — ein Bube hat den Hosenbandorden, ihm hängt ein langes Band aus der Hose. An der Wand erblicken wir eine Karte von Europa, nach Mercators Projektion; wir möchten den geographischen Unterricht des Lehrers, der bekanntlich eine eigenthümliche Landkarte gezeichnet, mit anhören. Siehen auch alle neun und dreißig deutsche Reiche auf dem Blatte, ist Greiz-Schleiz-Lobenstein nicht vergessen? Aber das wäre ja ein Anachronismus, denn Herr Jobb mit seinem Schildburg gehörte noch zum heiligen römisch-deutschen Reiche. — Sollen wir noch mehr über das Blättchen sagen? Da hängt ganz oben noch ein Korb, was bedeutet der? Ist es ein Brodkorb, dann hätte er besser in eine jetzige Dorfschule gepaßt, wir haben ja

oben gesehen, daß diesem Lehrer der Brodkorb nicht so hoch hängt.

Das wären die drei ersten Blätter oder die erste Lieferung. Referent glaubt, diesem Werke ein besseres Prognostikon stellen zu können, als dem Schroedter'schen; der Humor ist hier handgreiflich, jeder Bauer versteht ihn. Dabei sind die Beziehungen weit enger mit dem Leben der Gegenwart verwachsen, als im Don Quirote und der Wig ist deutsch, wogegen uns der andere immer etwas spanisch vorkommt. Werfe man hier nicht ein, daß die Jobbliteratur weit hinter uns liegt, denn das hat Nichts zu sagen. Es ist nur der Titel der anstoßen könnte; wählte man aber statt dessen einen andern, z. B. „Cycclus aus dem Leben des deutschen Philisters,“ so würde diese Bezeichnung eben so gut passen, wie die andere. Hasenclever wollte einen solchen Cycclus liefern, bedurfte aber eines Anhaltspunkts, und wählte sehr glücklich die Jobbiade, ein Werk, woraus er etwas machen konnte. Daß er die Aufgabe wirklich ausgezeichnet gelöst hat, wird jeder Kunstfreund dem Referenten zugestehen, und somit anerkennen, daß das hier gespendete Lob wohlverdient ist. Ebenso wird aber auch Jeder dem Kupferstecher Janßen, von dessen Arbeit wir die Blätter haben, alle Achtung zollen. Die Zeichnung seines Grabstichels ist so fein und genau, daß der Ausdruck der kleinen Köpfe eben so scharf und charakteristisch ist, wie wenn sie die dreifache Größe hätten. Namentlich ist dieß beim „Examen“ der Fall, wo wir jeden Zug des Originals getreu wiedergegeben finden. Der Stecher macht eine rühmliche Ausnahme von vielen seines Gleichen, die mehr auf Eleganz als auf Treue arbeiten; er ist einer von den wenigen, welche die Schönheit der Zeichnung mit der glänzenden Wirkung des Ganzen passend zu vereinigen wissen.

So gehe denn das neugeborene Kind eines ächtdeutschen Kunstgeistes in die Welt, lehre und belehre die Heiden des neunzehnten Jahrhunderts, und labe die Herzen Derer, die im Stande sind, über sich und Andere zu lachen.

W. A.

Gelegenheitliches.

(In Sachen des Herrn Hendrichs.)
Wir empfangen von dem Herrn Generalintendanten der k. Schauspiele zu Berlin ein Schreiben mit dem Ersuchen, nachfolgende Darstellung der Angelegenheit des Schauspielers Hr. Hendrichs in unserm Blatte abdrucken zu lassen. Wenn gleich wir diesem Ersuchen hiermit willfährig nachkommen, um unsere vollkommenste Unparteilichkeit dadurch zu beweisen, so glauben wir doch, daß dieß an unserer frühern Mittheilung über diesen Gegenstand, in der zweiten Lieferung des dritten Bandes der Europa, nichts verändert, und daß das Urtheil über des Herrn Hendrichs unbegreifliche Handlungsweise, bei Jedem, der einen Begriff von dem Wesen eines schriftlichen Vertrags hat, unumstößlich festgestellt ist. Die Generalintendantur der k. Schauspiele zu Berlin hat sich inzwischen mit der Direktion des Stadttheaters zu Hamburg geeinigt, wie aus dem oben angeführten Schreiben, d. d. Berlin den 20 Juli, hervorgeht, und zu der im Kontrakte festgesetzten sehr bedeutenden Konventionalstrafe noch aus Billigkeit eine besondere Entschädigung an die Hamburger Herren gezahlt, obwohl sie nicht dazu verpflichtet gewesen wäre. Welch ein Schauspieler muß dieser Herr Hendrichs seyn, daß zwei Großstädte um seinen Besitz hadern und solche Geldopfer gebracht werden, bloß um ihn zu besitzen! — Hier der Abdruck aus Berlin:

„Herr Hendrichs ist, dem Vernehmen nach, vom Juni d. J. an bei dem k. Hoftheater zu Berlin angestellt. Ueber den Verlauf und rechtlichen Stand dieser Angelegenheit verlaute aus zuverlässiger Quelle Folgendes: Unterm 2 Mai 1839 wurde von der Generalintendantur der k. Schauspiele zu Berlin mit dem Schauspieler Herrn Hendrichs ein Engagementskontrakt von Ostern 1840 bis dahin 1843 abgeschlossen, welchen Letzterer auch Ostern 1840 antrat. Als Hr. Hendrichs sich im November desselben Jahres in Urlaub befand, wurde er während des besagten, noch laufenden Kontrakts von der Direktion des Stadttheaters zu Hamburg

engagirt. Sobald die genannte Generalintendantur davon Kenntniß erhielt, that sie die geeigneten Schritte bei der Polizei- und Theaterdirektion zu Hamburg, um beide von ihrem besagten, noch laufenden Kontrakte mit Herrn Hendrichs zu benachrichtigen und die Rückkehr desselben zu bewirken. Letztere erwiederte, daß sie unterm 9 Dezember 1840 Herrn Hendrichs auf zwei Jahre engagirt hätte und ihre Verhältnisse ihr nicht gestatteten, die früher von ihm in Berlin eingegangenen Verpflichtungen zu berücksichtigen, sondern sie vielmehr zwängen, auf ihre kontraktlichen Rechte zu bestehen. Gab die Generalintendantur ihre, vermöge des früher abgeschlossenen Kontraktes ihr zukommenden Ansprüche keineswegs auf, so wurden vielmehr neue noch dadurch begründet, daß am 3 August 1842 abermals von ihr ein Kontrakt mit Herrn Hendrichs vom April 1843 ab geschlossen wurde, zu welcher Zeit sonach der von ihm mit der Hamburger Direktion unterm 9 Dezember 1840 abgeschlossene zweijährige Kontrakt bereits zu Ende gegangen, wogegen der mit der Hamburger Direktion abgeschlossene neue Kontrakt vom April 1843 ab erst am 21 August 1842, sonach später, abgeschlossen wurde. Die Generalintendantur hat daher kein Bedenken getragen, mit Rücksicht auf ihre früher erworbenen Rechte, Herrn Hendrichs, seinem Anerbieten zufolge, bei der hiesigen königlichen Bühne wieder aufzunehmen, zumal da derselbe sich bereit erklärt hat, die im Hamburger Kontrakte stipulirte Konventionalstrafe zu entrichten. Die Generalintendantur hat sich zu diesem Verfahren um so mehr veranlaßt gefunden, als die Hamburger Direktion früher auch ihrer Seits sich, durch die Verhältnisse gezwungen erklärte, auf den von Herrn Hendrichs früher zu Berlin abgeschlossenen Kontrakt keine Rücksicht nehmen zu können.“

Das Publikum dieser Zeitschrift urtheile nun, ob diese Darstellung im Wesentlichen von der unsrigen abweicht und ob die Handlungsweise des Schauspielers in einem günstigeren Licht erscheint.

(Wilhelm Genth). Eine Thräne um einen heimgegangenen Dichter, eine heiße Thräne aus meinen Augen um einen verlorenen Freund! Der Todte, dessen Name ich hier genannt habe, war in vielfacher Hinsicht eine seltene Erscheinung in unsern Tagen; sein Dichten war sein Leben; und wie denn seine Natur eine tiefinnerliche war, so scheute er sich, das der Welt und dem Lärm des Marktes preiszugeben, was unmittelbar aus seiner Seele gekommen war. Genth ist wenig bekannt als Dichter; was von ihm veröffentlicht worden ist, haben seine Freunde mühsam ihm abgedrungen; aber wer irgend seinen Dichtungen begegnet ist, hat in ihnen eine Macht der Poesie, eine herrliche Klarheit und Reinheit der Seele gefunden. Es war, als ob Platen's Haß gegen das Urtheil der Menge in ihm, dem Freunde, zu einem ruhigen Entschluß sich festgesetzt hätte. Das äußere Leben Genth's ist einfach. Aus einer altnassauischen Familie, deren meiste Glieder von jeher höhere Forstbeamte und rüstige Jäger waren, hervorgegangen, wählte er das Studium der Jurisprudenz, wurde in Heidelberg mit Platen, der ihm später aus Italien eine schöne Ode geweiht hat (in Platens Gedichten „An Wilhelm Genth“), innig vertraut und brachte es in der Nassauischen Beamtenlaufbahn bis zur Stelle eines Kriminalrichters in Wiesbaden. Für eine wehmüthige Jugendliebe, deren Nachklänge uns eine Reihe meisterhafter Sonette „An Alwina“ aufbewahrt, fand er nachher in einem glücklichen Familienleben reichen Ersatz; seine Liebe zu seinen Kindern war eine rührende, — man konnte manchmal zu ihr lächeln, und es war mir, als ob nur ein Dichter so lieben könne. Im Anfang des Juli rief ihn ein Verbrechen, ein Mord, den ein junger Mensch an seiner Geliebten begangen hatte, nach dem Badeorte Soden; die Untersuchung fand Schwierigkeiten, da die Gemeinde ihm in den Requisitionen keine thätige Hülfe leistete. Er versammelte sie deshalb und redete ihr mit Eindringlichkeit, mit aller Wärme, deren er fähig war, in das Gemüth, bis Sämmtliche sich gerührt zeigten, und jedes Mögliche zu leisten versprachen. Genth entfernte sich, um in seinem Gasthause einige Akten zu holen, er versprach in zehn Minu-

ten wieder zurück zu seyn, man wartete, er kam nicht, — man ging endlich, nach ihm zu sehen, und als man sein Zimmer öffnete, fand man ihn todt; ein Nervenschlag, vielleicht in Folge der vorhergegangenen Aufregung, hatte plötzlich sein Leben geendet. Seine Leiche ruht auf dem Kirchhofe zu Soden; seine vielen Freunde — denn man konnte ihn nur lieben — waren aus Wiesbaden und der Umgegend herbeigeeilt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sein Aeußeres verrieth den Dichter; groß, etwas vorgebeugt, bleich, mit weichen, blassen, träumerischen Augen, fand man ihn immer bedeutender und immer lieber, je länger man ihn betrachtete. An seinen Freunden ist es jetzt, seinen Nachlaß vollständig der Nachwelt zu übergeben. Genth wird in ihm eine bedeutende Stellung in unserer poetischen Nationalliteratur einnehmen; und zu dem dunklen Trauerkranze, welchen jetzt Freundeshand auf seine Gruft legt, wird sich ein Lorbeer gesellen, den die Anerkennung seines ganzen Volkes windet. Von den bisher veröffentlichten Gedichten erwähne ich die im Jahr 1842 im Morgenblatt abgedruckten, das Wisvermäbrchen in dem Rheinischen Taschenbuch für 1844 (auch der nächste Jahrgang f. 1845 wird von Genth Gedichte voll hoher Poesie bringen), die Beiträge zu dem Album „Festgedichte aus Nassau“, welches Genth mit A. v. Stolterfoth, Dräcker-Mansfred, mir u. m. A. herausgab. Ein kleines Gedicht von einer großen und edlen Konception theile ich hier für Diejenigen mit, welche dem Dichter noch niemals begegnet sind.

Morgenopfer.

Ein Heide und ein Christ zumal,
Zu beten beim ersten Morgenstraß
Enteiltten früh dem Haus.
Noch stand auf dem Berge der Heidenstein,
Ein Kirchlein auch hell im Sonnenschein
Sah weit in das Land hinaus.

Vor jenem glutbegeistert stand,
Das Auge sonnenwärts gewandt,
Der Heide dann und rief:
„Ich grüße dich, Allvater, laut,
Des Auge über die Berge schaut
Und in die Thäler tief!“

Der Andre warf sich demüthvoll,
 Indeß im Aug' die Thräne quoll,
 Dort nieder am Altar:
 „O Herr, vergib mir meine Schuld,
 Ich bringe deiner Vaterhuld
 Mein Herz als Opfer dar!“

Und über den Bergen flammt das Licht,
 Und durch des Kirchleins Fenster bricht
 Ein milder Glorienschein,
 Und draußen in dem Morgenwind
 Und vom Altare säufelt's Lind:
 „Ich will Dein Vater seyn!“

Und dankend hebt der Heide die Hand,
 Zieht jauchzend dann von Land zu Land
 Mit seinem Wanderzelt.

Der Christ hebt freudig sich empor
 Und schreitet aus des Kirchleins Thor
 Sinaus in die bunte Welt.

Dies Lied auf hoher Bergeswacht
 Hab' ich in stiller Mitternacht
 Erlauscht von einem Stern.
 Nun zwischen Kapell' und Heidenmal
 Begrüß' ich den ersten Morgenstrahl
 Und jauchze Gott dem Herren.

Zuletzt noch ein Wort über meine persönlichen Beziehungen zu dem Todten. Ich wurde mit Genth bekannt, weil uns neben der gemeinsamen Heimath auch die Liebe zur Dichtung etwas Gemeinsames war. Wir näherten uns offen; der Mann zog den Jüngling mit herzlicher Liebe an sich. Als ich Wiesbaden verließ und ihm Lebewohl sagte, wünschte er mir mit warmem Händedruck alles Glück für meine Bahn; meine innersten Empfindungen haben nie von dieser treuen Hand losgelassen. Wir standen seitdem im Briefwechsel, in einem Austausch der Gedanken, der mit jedem Tage inniger wurde. Am Schlusse des Mai trat er eines Morgens in mein Zimmer; ich freute mich wie ein Kind und erlebte einen schönen Tag mit ihm. Als er nur zu frühe wieder abreiste, fuhr ich mit ihm, seiner Gemahlin und mit seinem achtjährigen schönen Töchterchen hinaus zur Eisenbahn. Ich nahm Abschied, aber das Kind wollte mich nicht loslassen: „Ich lasse Dich nicht, Du mußt mit uns fahren; nicht wahr, Du thust es?“

— Auch die Eltern baten lächelnd; ich war verhindert, ich riß mich wehmüthig los, doch versprach ich, im August für jeden Fall nach Wiesbaden zu kommen. Seitdem haben wir noch einmal Briefe gewechselt, gesehen habe ich den Freund nicht mehr. Wann ich wirklich nach Wiesbaden komme, wird der mir fehlen, den ich am liebsten und freudigsten dort begrüßt hätte; und ich kann zum letzten Grufe nichts thun als hinauspilgern zu dem stillen Kirchhof von Soden, wo (wie er dieß ähnlich vor Kurzem so schön gesagt hat),

„Wo nah' des Feldbergs hoher Warte
 Er nun in thränenbenegter Gruft ruht.“

J. E. Braun.

(Puff oder keiner!) Auf Seite 511 des zweiten Bandes dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift erzählten wir ein Abenteuer von einem Knoten in dem Schweiße eines Panthers, einem ungefülltem Fasse und zweien Engländern, dessen sich einige unserer geneigten Leser wohl noch erinnern werden. Die Geschichte fing mit den Worten an: „Neulich erzählte ein Engländer, der lange in Indien lebte, folgendes höchst glaubwürdige Abenteuer;“ und endete: „Wie kolossal ist doch Alles bei diesen Engländern! wie pygmäenhaft nehmen sich doch die Jagdabenteuer unserer rutiniertesten Jäger dagegen aus!“ Es wäre uns nicht im Schlafe eingefallen, daß irgend Jemand die in die Augen springende Glaubwürdigkeit dieser Geschichte in Zweifel ziehen könnte, wenn uns nicht ein Blatt der Zeitung für die elegante Welt, das uns so eben in die Hände fällt, vom Gegentheile überzeugte. Jene Zeitung ist allen Ernstes darüber her, uns zu verdächtigen, als ob wir unsern Lesern Märchen aufbinden wollten, die wir selbst für Wahrheit halten. Wir appelliren aber getrost an das Urtheil unserer Leser. Es ist hier wohl Niemand, nach dem Wiener Ausdruck „aufgefressen,“ als eben die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt.

— Die Augsb. Allgem. Zeitung enthält einige Notizen über die Frequenz der deutschen Unversitäten während dieses Sommersemesters. Hiernach zählt Bonn 714 Stu-

dentem, Heidelberg 698 (darunter 466 Juristen), Göttingen 652, Tübingen 845, München 1296 (diejenigen einbegriffen, welche den philosophischen Kursus absolviren), Königsberg 340, Gießen 478 (darunter sehr viele Chemiker), Marburg 236, Breslau 700, Freiburg 228, Leipzig 877. — Bonn und Heidelberg haben wieder zugenommen, obgleich die alten Zahlen bei weitem noch nicht erreicht sind; doch glaube ich, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen, diese beiden Universitäten mehr als je die Berechtigungen in sich tragen, die Mittelpunkte des deutschen Jünglingslebens zu seyn und zu bleiben. Die Natur rund herum erhält sie ewig frisch, und Ströme und Eisenschienen eröffnen ihnen nach allen Seiten Verbindungen; während andern Theils die Regierungen redlich bemüht sind, diese Hochschulen auch geistig frisch zu erhalten. Ich wüßte z. B. keine deutsche Universität, auf welcher das Fach der Geschichte so besetzt ist wie in Bonn; Hüllmann, der Emeritus, Löbell, Dahlmann, Arndt, Aschbach, Bercht, von Sybel, — welche Erfüllungen und welche Verheißungen für die Zukunft ruhen in diesen Namen. Göttingen aber, das arme Göttingen nimmt mit jedem Halbjahre ab; es hat ein böses zweites Jahrhundert. Mühlenbruch war der letzte schwere Verlust. Auch das Studentenleben, einst so fest geschlossen in sich, so stolz gegen andere Universitäten, zersplittert sich; und während einst ein Theil der Studentenschaft vorgab, dem Fortschritt der Zeit zu huldigen, hat er auf der andern Seite das Ritterlichstreuge des eigentlichen Verbindungswesens aufgegeben, während er auf der andern roher und wüster geworden ist, als jenes gewesen. Die Georgia Augusta war keine Semper Augusta.

— Die Augsb. Allgem. Zeitung hat neuerlich eine sonderbare Entdeckung gemacht; sie sagt nämlich: „Wolfgang Menzel's Literaturblatt, das über Volkszustände nicht selten eine Fülle gesunder verständiger Ansichten bringt, wie man sie hinter dem schillernden Gewande gar mancher Zeitschriften modernsten Schnittes vergebens sucht, bringt über Marcard's Bauernschinder eine beachtenswerthe Beurtheilung u. s. w.“ — Es ist gut, daß uns die Allgemeine Zeitung dies erzählt;

wir Andern haben dergleichen hinter Menzel's Literaturblatt nie gefunden, überhaupt weiter nichts, als daß es allerdings nicht schillert und schimmert und glänzt, und daß sein Schnitt gar nicht modern, sondern gar sehr veraltet ist.

— Die Zeitung für die elegante Welt erzählt in der Korrespondenz aus Berlin, daß Frau von Paalzow von der Kaiserin von Rußland für ihr neues Buch, welches ihr von der Verfasserin nicht zugeschickt worden, sondern welches vielmehr die Kaiserin selbst verlangt hatte, eine prächtige Brosche zum Geschenk erhalten hat. Die Brosche ist äußerst kunstfertiger Art und enthält in ihrem Innern eine Uhr. Sie erregt in der Gesellschaft große Aufmerksamkeit, so sehr auch die bescheidene Dame bemüht ist, den Prunk damit zu vermeiden. — Diese schöne Anerkennung, welche die Kaiserin der Dichterin des Thomas Thyrnau weihet, ist nur ein Theil der Liebe für die deutsche Literatur, welche in allen Damen des russischen Kaiserhauses lebt. Auch uns sind einige Züge von ihr bekannt. Als die Großfürstin Helene im verfloffenen Sommer in Baden war, wünschte sie Justinus Kerner, der damals in Lichtenhal wohnte, zu sprechen und empfing ihn sehr freundlich, als er ihr vorgestellt wurde. Und als vor nicht langer Zeit ein Kind des russischen Hauses von einem deutschen Fürsten in seine Residenz heimgeführt worden war, ging wenige Tage nach der Ankunft der Hofrath M. zu einem Buchhändler und bestellte für die junge Fürstin — Gervinus' Geschichte unserer Nationalliteratur, welche sie in der Bibliothek ihres Gemahls nicht gefunden hatte.

— Bei der Sucht, die jetzt allgemein eingerissen ist, das, was man heutzutage „den schönen Gesang“ nennt, zu erkernen, konnte es nicht fehlen, daß auch viele sogenannte Professoren des schönen Gesangs erstanden, von denen ein Jeder eine neue Methode erfunden haben will. Man kann denken, welche Marktschreierei dabei obwaltet. Der Eine dieser Professoren läßt die Schüler liegend ihre Töne herausstoßen, und bewaffnet seine Augen dann mit einem Glase

um die Beschaffenheit ihrer Kehlen, während des Singens, zu untersuchen. Ein Anderer hält den jungen Sängern anatomische Vorlesungen. Wir haben zwei Lungen, spricht er, und der Gesang ist mit diesem Organe auf das Innigste verbunden. Um nun gut zu singen, muß man bald beide Lungen, bald nur eine Lunge gebrauchen. Singen sie einmal *F.* — Der Schüler singt *F.* und der Professor kratzt sich hinter dem Ohr. Sie haben nicht den linken Lungenflügel angewendet, ruft er. Noch einmal! — Der Schüler zieht mit der linken Seite seines Gesichts eine scheusliche Frage und stößt einen Ton heraus, als wollte er Jerichos Mauern umwerfen. Allein der Professor ist wieder nicht zufrieden. Er findet, daß der rechte Lungenflügel diesmal geruht habe. Jetzt entschließt er sich endlich, selbst einen Schrei von sich zu geben, einen Schrei, der dem ausgehungerten Nilpferde keine Schande gemacht haben würde; denn er kann selbst nicht singen, und hat seine eigene Stimme nicht im Geringsten gebildet, was auch nicht nöthig erscheint, da er die Kunst nur auf wissenschaftlichem Wege seinen Schülern beibringt. Kann der Schüler aber das ungeheuerliche Geschrei recht treu nachahmen, so wird er unter die Zahl der Schüler aufgenommen. Dies könnte Allen Stoff zum Gelächter abgeben, wenn es nicht in der That noch eine sehr ernste Seite hätte. Wie viele junge Mädchen sind ein Opfer der Anstrengungen geworden, die ihnen ein solcher Singmeister auferlegte. Manche, die es lernen wollte, recht hoch und hell mit der Stimme hinaufzugehen, gelangte endlich dahin, kaum mehr verständlich sprechen zu können.

— Die Klage ist eine alte, in diesen Tagen mit Energie wiederholte, daß die Theater die enormen Summen, welche sie für Dekorationen und Maschinerie verausgaben, für Hebung des Drama's, zum Theil auch als Ehrensold für die dramatischen Dichter verwenden sollen. Gegenwärtig aber hat das Hoftheater zu Dresden den Oberon mit einer Ausgabe von zehntausend Thalern wieder neu in Scene gesetzt, während es, so viel uns bekannt, bis jetzt noch nicht daran gedacht hat, allgemeine Maßregeln zur Ent-

schädigung der dramatischen Schriftsteller zu treffen.

— König Oscar von Schweden will bei den Ständen nicht wieder auf Bewilligung der bedeutenden Unterstützung für das k. Theater in Stockholm antragen lassen, „weil eine Stadt, wie die Residenz, die Kosten für ihr Vergnügen selber müßte bestreiten können.“ Eine solche Ansicht scheint uns der Kunst nicht förderlich zu seyn, weil sie dadurch genöthigt wird, sich den Launen des Publikums gar zu sehr zu überlassen, welches ihr keine Unterstützung entzieht, wenn sie das Vergnügen nicht seinem Geschmacke bequemt, der bekanntlich nicht stets als der gesetzgebende in Kunstfachen anzusehen ist. Allein eben so wenig kann es gewünscht werden, daß die Kunst von dem bei Hofe herrschenden Geschmacke abhängen soll. Muß die Kunst von einer Unterstützung abhängen, so sei es neben der Geldunterstützung von Seiten des Staats, noch die einer erleuchteten Kommission, welche der Staat ernennt, über die besonderen Interessen der Kunst zu wachen.

— Glaubwürdigen Mittheilungen zufolge, hat Karl von Holtei den 3ten und 4ten Band seiner „Vierzig Jahre“ (wir zeigten die beiden ersten Bände ihrer Zeit in der Europa an) vollendet; das Buch schon in seiner ersten Hälfte so inhaltsreich, wird immer anziehender und durch seine rückichtslose Offenheit immer bedeutender, je mehr es sich der Gegenwart nähert. Auch beabsichtigt Holtei gegenwärtig eine Herausgabe seiner dramatischen Arbeiten. Wir wünschen ihm Glück dazu. Diejenigen, in welchen das lyrische Element vorschlägt, behaupten noch immer eine volksthümliche Bedeutung.

— Die Revue de Paris weiß eine Neuigkeit: in Mainz soll in der Kürze eine deutsche Zeitung erscheinen, welche der Augsb. Allgemeinen den Rang streitig machen soll. Man hebt dabei die Lage dieser Stadt hervor, die durch Eisenbahnen und Dampfschiffe Verbindungen unterhält, wie keine andere (ich setze fragend den Namen Köln? hierher) in Deutschland. Die bedeutendsten Männer Deutschlands sollen an diesem neuen

Organ Theil nehmen, welches in seinen Ideen dem ruhigen Fortschritt hulbigen wird. Wir selbst, in Deutschland, wissen von diesem Unternehmen nichts, und es scheint uns beinahe, als ob die Nachricht in dem Comptoir des Vorwärts entstanden sei. Neulich enthielt auch ein deutsches Blatt die seltsame Neuigkeit, an dem „Vorwärts“ nähmen jetzt Ruge, Herwegh, Marr, Heine und — Bernays thätigen Antheil. Ich setze die Namen noch einmal hierher: Ruge, Herwegh, Marr, Heine und — Bernays! —

— Bis jetzt haben wir in dem ewigen Juden von Sues folgende interessante Personen kennen gelernt: Cain, Judas, der Tod, Jovial und Rabat-Joie (Störefried), nämlich: einen Löwen, einen Tiger, einen Panther, ein Pferd und einen Hund.

— Während in diesen Wochen bei uns in Deutschland das Bäderleben wieder seine Blüte erreicht, werden die pariser Journalisten nicht müde, Bemerkungen über dasselbe zu machen. Hier und da war wohl Einer derselben selbst in Deutschland, die Andern hielten sich an die Traditionen, welche von den zurückgekehrten, von den habitués der deutschen Bäder, im Schwange sind. So

finden wir gegenwärtig eine kurze Charakteristik der Eigenthümlichkeiten deutscher Bäderorte. In Aachen soll man hiernach viel trinken, um nachher viel essen zu können, in Spaa soll die Gesetzgebung eine ritterliche seyn, weil dort viel geritten wird, in Ems soll die Gesetzgebung der Gewohnheit düster und klösterlich seyn, in Homburg dagegen noch sehr ursprüngliche Formen haben, welche die Anschuld dieser neuen Civilisation bezeugen, in Kissingen sollen Politik und Gesundheitsrückichten Hand in Hand gehen, in Wiesbaden wenig getrunken (?) und viel gejagt werden (?), und in Baden endlich soll Alles im Gebrauch seyn, weil sich dort Alles befindet, und weil das Vergnügen dort allein das Regiment führt. — Der Feuilletonist ist resolut in seinen Urtheilen.

— Als den berühmtesten Schauspieler Italiens bezeichnet man jetzt einen Herrn Modena an dem Theater zu Mailand. Franzosen nennen ihn sogar den italienischen Talma. Sein Aeußeres soll mit J. J. Rousseau Aehnlichkeit haben; sein Spiel übrigens ist voll leidenschaftlicher Uebertreibungen, und wo ein ruhigeres und tieferes Erfassen eines Charakters bedingt wird, vergreift er sich meistens in der Darstellung.

Nachrichten.

(Baden.) In der hiesigen Allgemeinen Bade-Zeitung des Herrn Hofraths Muhl sind bereits mehre Artikel erschienen, die sich in unserm Sinne über das Treiben des Herrn Professor Laurent ausgesprochen haben. Einer davon ist mit den Namen des hiesigen praktischen Arztes, Herrn Dr. Wilhelm unterzeichnet, der auf eine sinnreiche Weise das ganze Beginnen des französischen Magnetisirs in Zweifel stellt und es an Belegen zu seinem Ausspruche nicht fehlen läßt. Wir wollen die Schlusßworte dieser Abhandlung hier mittheilen. „Wenn Jemand verlangt, daß man ihm Dinge glaubt, die er selbst nicht erklären kann (will?), die er aber vollbringt, so muß er uns durchaus Zutrauen

einfößen; gibt er jedoch Grund zu Zweifeln, bedient er sich, aus welchem Grunde es auch sei, des Charlatanismus, so wird natürlich unser Vertrauen auf ihn bedeutend erschüttert. Aus seinem künstlichen Gewölbe fällt der Schlußstein, und der ganze Bau stürzt über dem Meister zusammen, und bedeckt ihn mit Schimpf und Schande. Statt ihm zu glauben, läugnet man nun alles, was man nicht erklären kann, und es dürfte dem gesunkenen Helden schwer werden, uns zu überzeugen. Denn nicht an uns ist es, die Falschheit seiner Behauptung zu beweisen, sondern an ihm, diese gegen unsere Zweifel zu vertheidigen und sich zu rechtfertigen. In unserm Falle aber sind überhaupt dreierlei

Annahmen möglich: 1) Alles verhält sich so, wie Herr Laurent selbst behauptet. Nehmen wir dies an, obgleich meine Zweifel sehr dagegen sprechen, so kann man doch von Seiten der medizinischen Polizei ihm nicht gestatten, noch ferner einen Menschen zu mißbrauchen, selbst wenn die Somnambule damit einverstanden wäre, und ihren pekuniären Vortheil darin fände. 2) Es ist Dichtung mit Wahrheit, Charlatanismus bei wirklichem Magnetismus. Die Hauptsache bleibt dieselbe, es kommt aber noch hinzu, daß nicht nur der Charlatan der Wissenschaft überhaupt und seiner Behauptung im besondern schadet, sondern auch dies Verfahren eines Arztes (Herr Laurent behauptet, Doctor Medicinæ zu seyn) höchst unwürdig, und in so fern von Seiten der Ärzte das Anathema über ihn auszusprechen ist. 3) Alles ist Betrug; und im Fall er erwiesen wäre, würde Herr Laurent polizeiliche Strafe verdienen. Ein Taschenspieler gibt sich uns so, wie er ist; wären die Vorstellungen von Herrn Laurent reines Blendwerk, so wäre es um so strafbarer, als er mit seiner Behauptung eine ohnehin noch sehr unklare Lehre verwirrt, dadurch einen unberechenbaren Schaden stiftet, und den Leuten, die da gläubig sind, den Kopf verdreht, zum Danke dafür, daß er ihnen zugleich die Franken aus der Tasche heraus magnetisirt. Mag sich nun jeder für einen der drei Fälle entscheiden, ich will meine Meinung Niemanden aufdrängen, und achte und ehre die eines Jeden, wenn sie gegründet ist, wie denn in allen reinen Glaubenssachen unumschränkte Freiheit herrschen muß. Ich kann aber nicht schließen, ohne nochmals den allgemeinen Wunsch, der auch der meinige ist, zu wiederholen: die Behörde möge sich doch bewogen fühlen, diesem Unfuge recht bald zu steuern.

Dr. Wilschmi."

(Berlin.) Die Pferdehändiger des Barons Clot, eines Russen von Geburt, (die Europa brachte einen Artikel über sie) standen bisher in dem Berliner Diebshaus. Kürzlich ist der Eine derselben von dort geholt, und nach der Anweisung des Königs vor dem Schlosse aufgestellt worden. Die gewaltige Gruppe hat etwas Imponirendes.

Der Andere dieser kolossalen Gestalten harret noch auf seine Erlösung, wird aber wahrscheinlich auch bald an seine Stelle gebracht werden.

(Halle.) Der hiesige Professor Tholuck, der durch seine Richtung bekannte Theolog, hatte den Versuch gemacht, in seinen Vorlesungen die dialogische Methode einzuführen. Die von Berlin her angeregte Frage, die bei allen warmen Freunden des deutschen Universitätslebens so energischen Widerspruch erregte, hatte also hier doch Wurzeln geschlagen. Aber auch die Jugend war entschlossen, sich das Palladium der Hörfreiheit nicht rauben zu lassen; es galt, dem einzelnen Beispiel zu begegnen. — Tholuck hat sich genöthigt gesehen, zu der altherkömmlichen Methode zurückzukehren, welche jedem Zuhörer völlige Freiheit der eigenen Entwicklung gestattet. — Sonderbar muß es überhaupt beinahe erscheinen, daß Preußen die Reform der Universitäten zu einer Staatsfrage gemacht hat, nachdem sie seit Jahren literarisch bereits völlig entschieden war. Ich sollte doch denken, die Schriften von Leo, Morstadt u. s. w., die jenen Herrn Dieserweg vernichteten, der von dem Standpunkt des Schulmeisters auf eine Verknechtung des deutschen Jugendlebens drang und nebenbei, als großer Reformator, vielleicht selbst mühelos die Stelle eines deutschen Universitätsprofessors zu erhalten vermeinte, diese Stimmen könnten nicht gänzlich verklungen seyn. Hoffentlich haben in Leo der Trost und die Verbissenheit der letzten Jahre keine Aenderung der Meinung hervorgebracht.

(Leipzig.) Der Literatenverein in Leipzig hat kürzlich den dritten Jahresbericht über sein Wirken veröffentlicht. Es ergibt sich aus ihm, daß das Bestehen des Vereins ein erfreuliches ist, und daß, wenn er auch nach manchen Seiten hin nur anregend, nicht bestimmend wirken kann, eine energische Anregung in unserer Zeit, in welcher sich endlich die Oeffentlichkeit zur Geltung emporringt, schon viel bedeuten kann. Die Errichtung eines schiedsrichterlichen Verfahrens, die Schmach des Nachdrucks und dessen nach-

drückliche Verfolgung in der Journalliteratur sind ernstlich von ihm berathen worden, und auch den andern Zweck des Vereins, die Bildung eines Unterstützungsfonds für bedrängte Schriftsteller wurde keineswegs aus dem Auge gelassen. Traurig, und auch in Leipzig bereits besprochen, ist es, daß der dortige Literatenverein bis jetzt vereinzelt und allein dasteht. Vielsach wurde es uns bereits an das Herz gelegt, wie nöthig dem deutschen Schriftstellertum zur Aufrechthaltung seiner äußeren Würde und zur Abwehr der Unwürdigen ein Zusammenschließen als Corporation thue, aber die Stimmen sind meistens verhallt, und wo sie vielleicht angeklungen sind, wurden sie meistens von persönlichen Zerwürfnissen überhört. — Dem Berichte beigelegt ist eine kurze Gedächtnisrede auf ein verstorbenes (das erste) Mitglied des Vereins, auf den Regierungsrath Buddeus, den Herausgeber des Staatsarchiv's, wahrscheinlich von Heinrich Laube, dem Schwiegersohn des Verstorbenen.

(Paris.) In Deutschland könnte man noch Manches von Frankreich lernen, was man schwerlich zugestehen will. Die Franzosen sind namentlich in der Wahl ihrer Bühnenstoffe weit glücklicher als wir. Mit wenigen Ausnahmen begehen wir entweder Mißgriffe, oder wir borgen bereits ein fertiges Stück bei unsern Nachbarn, während diese dagegen die wirksamsten dramatischen Stoffe zu finden wissen und da, wo sie aus Deutschland Etwas entlehnen, nur ein Factum aus unserer Nationalhistorie, eine romantische That, einen sagenhaften Zug nehmen, die von uns bis dahin unbeachtet geblieben sind. So wird z. B. gegenwärtig auf dem Ambigu-Comique „das Wunder der Rosen“ von Beraud und Hoflein in sechszehn Tableaux aufgeführt. Wir haben hier nichts mehr und nichts weniger als unsere gute deutsche Legende von der heiligen Elisabeth von Thüringen, welche den Armen Speisen bringen will und von ihrem Gemahl gefragt wird, was sie in dem Korbe habe? — „Rosen!“ — und als er den Korb öffnet, schimmern ihm wirklich lauter Rosen entgegen. Diesen einfachen Zug hat man zu einem romantischen Gemälde mit Kreuz-

fahren und Saracenen auszubeuten verstanden. Wir wollen keineswegs wünschen, daß unsere Landsleute dieses Verfahren oder gar dieses Stück nachahmen sollen; aber als Wink soll diese Notiz wenigstens dienen, welche Schätze in unserer nationalen Geschichte und Sage unbeachtet ruhen, wie hier das höhere Drama und das Zaubermährchen gleichmäßig ihre Genüge finden können, während unsere besten Geister — ich nenne Gutzkow (Savage, Paktul, Pugatschew), Laube (Monaldeschi, Struensée), Prutz (Karl von Bourbon) u. s. w. ihre Stoffe in der Fremde gesucht haben. — Spohr war hier. Leider ist jetzt ein ungünstiger Zeitpunkt für solche, die in Paris gute Musik hören wollen, aber Spohr sollte dennoch die Hauptstadt nicht verlassen, ohne erfahren zu haben, welche Höhe hier die Ausführung gediegener, großer Werke, inmitten des Ungeschmacks und des Dilettantismus erreichte. Das Conservatorium hatte ihm ein schönes, gastfreundliches Fest bereitet, um ihm die ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen, die dem großen fremden Meister nach dem Ausspruch Aller gebührt, die den Genius in ihm begreifen und sich mit ihm in die Tiefe zu versenken verstehen. Denn Spohr ist ausnahmsweise die Größe, die weniger auf glanzumwobener Höhe, als in der romantisch-umschleierten Tiefe thronet, wo sich eine wunderbare Welt der innersten Gefühle offenbart. Spohr ist der reinste und großartigste Lyriker unter Allen und seine Jessonda, sein Faust sind erhabene Epen, mit eingestreuten aus der wärmsten Empfindung hervorgegangenen lyrischen Stellen, keine eigentlichen Dramen. Der Dirigent des Conservatoriums hatte sein ganzes Meisterorchester um sich versammelt, und ließ es ein Konzert zu Ehren Spohr's auführen. Man gab Beethoven's Pastoral-Symphonie und Spohr's Entstehung der Tonkunst. Die Zuhörer waren der fremde Meister und ein Kreis seiner Verehrer. Man kann denken, welchen Eindruck schon diese Huldigung auf ihn hervorbrachte, allein eben so riß ihn die Ausführung selbst hin, denn so trefflich er diese Werke wohl schon in Deutschland gehört haben mochte, wie trefflich auch seine eigene Kapelle ist, das Orchester des Conservatoriums,

wohl das Ausgezeichnetste der Gegenwart, suchte sich hier selbst zu übertreffen. Am Spöhr noch besonders für die Ehre seines Besuchs zu danken, wurde ihm am Schlusse des Konzerts, die Denkmünze überreicht, die auf die Gründung der societé des concerts geprägt worden ist. Der erste musikalische Verein Frankreichs hat nicht nur Deutschland, sondern auch sich selbst durch diese schöne That geehrt. Würden alle musikalischen Institute, von so schönen Gedanken und Gefühlen angeregt; wäre die Liebe für das Schöne überall der erste und die Liebe zum Gelde der letzte Gedanke, so sähe man wohl öfter große und edle Thaten, die es werth wären mit goldener Schrift in den Annalen der Kunst zu glänzen.

(Rom.) Der berühmte Bildhauer Tenerani hat der Akademie von St. Lukas seine Marmorbüste Thorwaldsens, seines großen Lehrers und Freundes, zum Geschenke gemacht. Die Einweihung der Büste in dem Saal der Sculpturen hat zu einem glänzenden Feste Veranlassung gegeben, welchem alle Mitglieder der Akademie und eine große Anzahl bedeutender Fremden beiwohnten. Das

Elogium Thorwaldsen's, des für Rom ewig Unvergesslichen, wurde von dem Professor Luigi Canina, dem Sekretär des akademischen Raths, gehalten.

Personalnachrichten.

— Der K. Pr. geh. Oberregierungsrath v. Wedell ist Oberpräsident der Provinz Sachsen, und der Tribunalrath Mohr in Königsberg geheimer Justizrath im Justizministerium geworden.

— Der Preuss. Musikdirektor und erste Kapellmeister am Hofoperntheater in Wien, Nicolai, ein geborener Königsberger, hat von dem Könige von Preussen den rothen Adlerorden vierter Klasse erhalten. Er ist bereits von Wien abgereist, um bei dem Jubiläum der Universität Königsberg die Direction der Musikfeierlichkeiten zu übernehmen.

— Der Prof. Dr. Karl Snell in Dresden erhielt einen Ruf als ordentl. Prof. der Mathematik und Physik an die Universität Jena.

Nekrolog.

— In Baden bei Wien starb der österreich. Feldmarschall Lieutenant Mandl.

— In Nancy starb der Bischof Forbin-Janson.

— Daniel, Mitglied der Akademie der Inschriften, starb 63 Jahre alt in Paris. Es fehlen in den Zeitungen Angaben, ob er der berühmte Gelehrte, der Sammler der neugriechischen Volkslieder und der Herausgeber der *histoire du midi de la France* ist.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

- 1) Gallerie zu Heinrich Bschokke's Werken. Drittes Blatt: Hans Dampf.

„Indem er aber die donnernde Stimme mit gerechtem Zorn erheben wollte, fuhr ihm durch einen unehrerbietigen Stoß des Gedränges der konsularische Thron unter den Beinen hinweg, und er selbst mit dem fürstlichen Briefe, wie eine stürzende Eiche über niederes Gesträuch, in die ringende Menge hinab. Seine Perücke, die reichlich mit Puder und Pomnade das Antlitz des Oberzollverwalters färbte und demselben schier das Licht der Augen raubte, ward von diesem im Jähzorn erfaßt und in eine Trug- und Schutzwaffe verwandelt. Ihr Anblick und ihre Wirksamkeit reizte zu unseligen Nachahmungen des gegebenen Beispiels. Bald war keine Perücke mehr auf dem Kopfe sicher; eine um die andere flog empor über die Häupter der Menge, gleich einer Zornruthe, und verbreitete Gewölke um sich in der Höhe, Schmerzen und Jetergeschrei der Getroffenen in der Tiefe.“

(Ausgewählte Novellen u. Dichtungen v. H. Bschokke. Taschenausgabe 1843. 5ter Theil. S. 213.)

- 2) Original-Modelbild aus Paris.

August Lewald.